

HELMUT VORNDRAN

# **DIE QUOKKA-INSEL**

*Franken Krimi*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [stock.adobe.com/Roberto Schettler](http://stock.adobe.com/Roberto_Schettler)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7408-2217-0

Franken Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG («Text und Data Mining») zu gewinnen, ist untersagt.

*Der Mensch hat eine Doppelnatur.  
Er ist zum Guten begabt, aber er kann auch  
wie kein anderer Teil der Schöpfung  
Fürchterliches anrichten.*

Wolfgang Schäuble

## Prolog

Da hingen sie. Kalt, nackt, am Ende ihres Daseins angelangt. Fast zärtlich strich er mit der Hand über die rasierten Körper, die jetzt einem höheren Zweck dienen würden. Am Boden der halb leere Eimer, mit dem er das Blut aufgefangen hatte, um seine Botschaft auf ihren Leibern zu verewigen. Sie waren seine Fahnen, die er in den Gegenwind dieses Landes hängen würde, um diese Schafe dort draußen endlich zu erwecken. Dafür brauchte er ein starkes Zeichen, eines, das keiner übersehen konnte.

# Teil 1

Das Schweigen der Schafe

## Homestory

Von der Plötzlichkeit seiner Beförderung einmal abgesehen, lief im Leben von Philipp Schultheiß alles bestens. Nachdem der bisherige Vorstandsvorsitzende der Firma Brosst Mechatronics vor einigen Monaten völlig unerwartet hingschmissen hatte, war er als Vizechef des Coburger Unternehmens innerhalb weniger Tage zum neuen CEO auserkoren worden. Offiziell übte er das neue Amt zwar nur übergangsweise aus, aber es wäre ja nicht das erste Mal, dass ein Interimstrainer viel länger blieb, als es der ursprüngliche Plan des Vereinsvorstandes vorsah. Und er würde alles dafür tun, dass aus der Zwischenlösung ein »Solidus«, also eine dauerhafte Angelegenheit, bei Brosst wurde. Dazu hatte er in der Kürze seiner bisherigen Amtszeit schon einige zentrale Weichen in der Firma gestellt. Für weniger Filz in der Verwaltung beispielsweise und eine Rückbesinnung auf die Kernkompetenzen der Firma Brosst mit ihren rund zweiunddreißigtausend Mitarbeitern.

Andererseits war er auch ein großer Verfechter von neuen, modernen Wegen. Wer zu spät kam, den bestrafte das Leben. Dieser alte Spruch von Gorbatschow hatte für ihn absolute Gültigkeit, und zwar in jeder Lebenslage. Das hieß für die Firma Brosst: Innovation, Innovation und noch einmal Innovation. Seine Vorbilder waren Firmen wie Apple oder Tesla, die lieber hin und wieder ein paar Millionen in den Sand setzten, als sich von der Technologieführerschaft zu verabschieden. An diese eher progressive Unternehmensausrichtung würden sich jetzt einige gewöhnen müssen, auch die graue Eminenz des Unternehmens, Seine Heiligkeit Michael Brosst persönlich. Der hatte ihn ja letzten Endes auf den Sessel gehievt, auf dem er jetzt saß. Obgleich Michael Brosst, der ihn und seine nach vorne gewandten, manchmal fast radikal zu nennenden Einstellungen ja ziemlich genau kannte, seine

progressiven Vorstellungen hinsichtlich der Unternehmensstrategie nicht immer teilte. So zumindest war das aus den diversen Vorgesprächen im Vorstand herauszuhören gewesen, an denen sich der dunkle Herrscher der Firma Brosst natürlich ebenfalls beteiligt hatte. Dunkler Herrscher deshalb, weil der größte und wichtigste Gesellschafter der Firma, die sich komplett im Privatbesitz der Familie Brosst befand, ebenjener Michael Brosst war. Allerdings war Philipp Schultheiß ein mindestens genauso großer Sturkopf wie der alte, mächtige Patriarch – was aus seiner Sicht über kurz oder lang zu einem Hahnenkampf an der Spitze des Unternehmens führen könnte, es wäre ja nun wirklich nicht das erste Mal.

Aber Philipp Schultheiß war nicht gewillt, das Schicksal seiner Amtsvorgänger einfach so zu teilen. Michael Brosst hatte ihn sicher nicht grundlos zum CEO von Brosst Mechatronics gemacht, auch wenn er seine aus Sicht des Patriarchen teils hochriskanten Pläne und Vorhaben nicht vollumfänglich goutierte. Irgendetwas würde er sich dabei schon gedacht haben.

Das war vor einem knappen Dreivierteljahr gewesen, die ersten Duftmarken hatte Philipp Schultheiß bereits gesetzt, jetzt wurde es Zeit, sich einmal um sein Image als CEO zu kümmern. Und zwar in Form einer Homestory über ihn und die Firma Brosst. Auch wenn viele Ältere seiner Zunft noch meinten, die Arbeit eines Managers solle für sich selbst sprechen und dass allein die Zahlen am Ende eines Geschäftsjahres geeignet waren, die eigene Karriere zu befördern, hielt er es eher mit den Vertretern seiner eigenen Generation, die die Unabdingbarkeit der modernen Medien für den beruflichen Erfolg kannten und auch nutzten. »Tu Gutes und rede darüber« war eine alte Binsenweisheit, die in der heutigen Zeit durchaus Bestand hatte und sich hauptsächlich in Fernsehen, YouTube und Social Media abspielte.

Darum saß er jetzt hier in seiner Wohnung in Coburg inmitten von Kameras samt dazugehöriger Technik. Ein kompletter Vormittag würde laut dem Produktionsleiter der Firma »New

Media« für die Aufnahmen und Interviews draufgehen, darauf müsse er sich schon einmal einstellen, hatte man ihm gesagt. Immerhin sollte das ja kein einfacher YouTube-Clip werden, sondern eine professionelle Homestory, die auch höchsten medialen Ansprüchen genüge. Gerade bereitete das Filmteam die Aufnahmen in der Küche vor, nachdem schon sein Büro und der Wohnbereich ausführlich unter die Lupe genommen worden waren. Hier, im Allerheiligsten ihrer Beziehung, sollte gleich ein gemeinsames Interview der beiden Hausbewohner aufgenommen werden, was bei Jeanette, seiner Freundin, wenig Begeisterung auslöste. War die Küche für sie doch mindestens ein ebensolcher Intimbereich wie das Schlafzimmer. Aber da mussten sie jetzt durch, ob Jeanette das nun passte oder nicht.

Ergebnis betrachtete Philipp Schultheiß die drei Kameras auf ihren Stativen sowie die Unmenge an sonstiger Technik, welche die Filmleute um ihn herum aufbauten. Das eigentliche Gespräch mit dem Aufnahmeleiter würde nur wenige Minuten dauern, das ganze technische Brimborium drum herum, vor allem bei einem Ortswechsel, verbrauchte ein Vielfaches davon. Seufzend schlug er die Beine übereinander, faltete seine Hände und harrte geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Der Balkon war endlich fertig, das hieß für sie im Umkehrschluss, es war Zeit für den ersten Topf auf dem Geländer. Sie stammte vom Land, aus einem kleinen Kaff in der thüringischen Pampa südlich von Heldburg. Dort war sie aufgewachsen. Idyllisch, abgeschieden, inmitten von Feld, Wald und Wiesen. Und wenn sie etwas an der ländlichen Umgebung geliebt hatte, dann den Duft von Blumen und Kräutern, den die Wiesen verströmten, wenn man im Sommer aus dem Haus ging. Das war auch so ziemlich alles, was sie sich aus ihrer Jugend in Lindenau hierherwünschte und nun Wirklichkeit werden lassen wollte.

Sie stellte den ersten großen Topf, in dem eine Mischung aus Klatschmohn und Kornblumen um einen Platz an der Sonne konkurrierte, direkt vor sich auf das Geländer. Das

allein machte noch kein komplettes Landleben, aber immerhin würde es schon bald danach riechen. Sie hatte jetzt schließlich Zeit und konnte es sich leisten, ihr neues Balkongeländer in eine thüringische Wiese zu verwandeln. Unverhofft kam oft, in ihrem Falle in einem extrem positiven Sinne.

Lächelnd zupfte und zog sie an den Kornblumen herum, bis ihr das Stillleben einigermaßen gefiel. Hinter den Bamberger Hügeln war gerade die Sonne untergegangen, aber aus der Wohnung drang noch genug Schimmerlicht nach draußen, sodass sie alles gut erkennen konnte.

Sie trat einen Schritt zurück, um den ersten Topfbaustein ihrer Balkonwiese zu betrachten, als sich ein kräftiger Männerarm um ihren Hals legte. Lena Glemm war nicht in der Lage, sich auch nur im Geringsten zu wehren, so schnell passierte das. Jemand musste sich von hinten an sie herangeschlichen haben, ohne dass sie etwas gehört hatte, zerrte sie nach hinten und holte sie fast von den Beinen. Erschrocken versuchte sie mit beiden Händen, den eisenharten Griff von ihrem Hals zu lösen, jedoch vergeblich. Sie wollte schreien, aber der Arm drückte auf ihre Luftröhre, sodass nur ein Gurgeln ertönte. Rücklings wurde sie durch die offene Balkontür in das diffuse Halbdunkel ihrer Dachgeschosswohnung gezogen. Dann presste ihr Angreifer einen Lappen auf ihr Gesicht, der penetrant nach einer süßlichen Chemikalie roch. Ihre Atemluft wurde langsam knapp, und für einen kurzen Moment löste sich der Druck um ihren Hals, sodass sie nicht anders konnte, als das übel riechende Zeug in dem Lappen einzuatmen. Hilflos zappelte sie noch ein wenig herum, verzweifelt bemüht, Arm und Lappen von ihrem Hals und dem Gesicht zu entfernen. Die verbrauchte Luft in ihren Lungen brannte wie Feuer, und sie gierte nach Sauerstoff. Ihr Kopf schien schier zu zerspringen, und schwarze Flecken tauchten vor ihren Augen auf. Noch einmal schnappte sie mit weit aufgerissenen Augen nach Luft, dann verlor sie endgültig das Bewusstsein.

Man hatte es nicht leicht heutzutage, wenn die Herausforderung darin bestand, im goldenen Handwerk den Nachwuchs auszubilden. Die größte aller Aufgaben bestand nämlich zuallererst einmal darin, überhaupt einen Lehrling zu finden, der das Dachdeckerhandwerk erlernen wollte. Die Traumberufe der heutigen jungen Generation waren ja eher »Youtuber« oder »Gewinner irgendeiner Castingshow«. Ein Freiluftberuf mit körperlicher Anstrengung, das war bei den meisten Schulabgängern so ziemlich out. Und wenn es dann doch mal einer wagte, sich diesem Berufsziel zu widmen, konnte man als Ausbilder nicht zwingend davon ausgehen, dass der neue Schützling beispielsweise die Grundrechenarten beherrschte.

»Ey, chill erst mal, Alter«, so die typische genervte Antwort etwa auf die Frage, was denn das Ergebnis der Multiplikationsaufgabe sieben mal zwölf sei. So ähnlich war es auch heute gewesen, als Dachdeckermeister Emil Kotschenreuther seinem jüngsten Untergebenen in grenzenloser Naivität eine scheinbar einfache Aufgabe übertragen hatte. Weshalb er nun auf dem halb fertigen Dachstuhl seiner Baustelle saß, den Kopf in den Händen vergraben, und intensiv damit beschäftigt war, sein Nervenkostüm mit letzter Kraft im grünen Bereich zu halten. Ihm gegenüber, ebenfalls auf einem freigelegten Balken der Kirche sitzend, sein Auszubildender im ersten Lehrjahr Max Fabian.

Kotschenreuther hatte keine Ahnung, was so schwer daran war, eine Dachlatte auf die benötigte Länge, in diesem Fall 2,79 Meter, zu kürzen. Für seinen Stift Max war dies anscheinend eine intellektuelle Herkulesaufgabe, denn von den drei Dachlatten, die er mitgebracht hatte, wies keine die geforderte Länge auf, nicht einmal annähernd. Max' Begründung dieses Sachverhalts: Ohne Handy könne er das nicht, da sei eine Taschenrechner-App drauf, und die bräuchte er, um die Länge der Latte auszurechnen.

Dachdeckermeister Kotschenreuther fastete es nicht. Das Ende war nah, dieses Land stand am Abgrund, endgültig.

Wie sollte die Republik noch gerettet werden, wenn sich in der sogenannten »Generation Z« solche Abgründe auftaten? Aber vielleicht war er auch einfach nur zu streng, womöglich vertrat Max die hohen Temperaturen auf dem Dach nicht, oder Kotschenreuther durfte nicht einfach eins zu eins die Maßstäbe anlegen, die er aus seiner eigenen Ausbildungszeit kannte, so zumindest die Argumentation seiner Frau zu diesem Thema. Wahrscheinlich war die Fähigkeit, eine einfache Dreisatzrechnung zu lösen, heutzutage nicht mehr als Standard vorauszusetzen. Den Dreisatz brauchte man ja auch nicht, um ein Handy einzuschalten und sich auf TikTok auszutoben.

Emil Kotschenreuther knetete zur Beruhigung mit Daumen und Zeigefinger seine Nasenwurzel und beschloss, es einmal mit möglichst viel Verständnis und Einfühlungsvermögen zu probieren, ganz so, wie seine Frau es ihm nahegelegt hatte. Aber das war hier auf dem Dach unmöglich, dafür hatte er jetzt wirklich nicht die Nerven, dazu brauchte es einen sicheren Standort und eine entspannte Atmosphäre. Zumal die tägliche Sonneneinstrahlung inzwischen ein unerträgliches Maß angenommen hatte, was auch bei ihm das Denken erschwerte. Immerhin war es gerade mal Anfang Juni, Pfingsten, und die Höchsttemperaturen lagen bereits bei fünfunddreißig Grad im Schatten. Wenn das so weiterginge, würde im Bundesland Franken der Wasserverbrauch reguliert werden müssen, so zumindest die ersten Warnungen der Regierung.

»Max, mir machen etzerd erschd amal Brodzeit«, eröffnete der erfahrene Dachdecker seinem hocheifrigeren Lehrling, was beide umgehend dazu veranlasste, ihren luftigen Arbeitsplatz zu verlassen und sich nach unten zum Kleinlaster der Dachdeckerfirma zu begeben. Dass sie gerade mal eine knappe Stunde gearbeitet hatten, schien den neuen Auszubildenden nicht im Geringsten zu verwundern oder gar zu stören. Der wurde zwar bald achtzehn, konnte aber definitiv besser essen als kopfrechnen. Immerhin war Max Fabian absolut schwindelfrei, und Konditionsschwächen schien er auch nicht zu kennen. Den

konnte man den ganzen Tag aufs Dach und wieder runterscheuchen, ohne dass es ihm etwas ausmachte. Nur war der berufliche Mehrwert dieser körperlichen Leistungsfähigkeit natürlich extrem beschränkt, wenn der Junge nicht verstand, was er an seinem jeweiligen Ankunftsort eigentlich machen sollte. Dass Kotschenreuthers Auszubildender aufgrund seines durch schulische Ehrenrunden bedingten Alters bereits im Besitz eines Führerscheins auf Probe war, der ihn zum Fahren des Betriebsfahrzeuges ermächtigte – zumindest, wenn sein Chef danebensaß –, machte die Sache auch nicht besser.

In der Kabine des Lasters angekommen, packte erst einmal jeder seine mitgebrachten Delikatessen aus, und kurz darauf waren nur noch die üblichen Geräusche zu hören, die Männer eben so machten, wenn sie Leberkäsebrötchen mit Mezzo Mix ihrer Verdauung zuführten. Als die erste Charge des Brotzeitklassikers aus der nahe gelegenen Metzgerei vertilgt war, ging der Dachdeckermeister mit Bedacht, aber zielstrebig zum Angriff über. Er hatte sich jetzt ein Brötchen lang überlegt, wie er dem Dreisatzproblem seines Lehrlings beikommen konnte, und sich einen Plan zurechtgelegt. Wenn es mit Dachlatten nicht funktionierte, dann vielleicht mit etwas anderem. Etwas, womit Max mehr anfangen konnte.

»Also, Max, was habt ihr denn zuletzt in der Berufsschule in Bamberch für Fächer kabt? Rechnen, Holzkunde oder Werkstatt?«, erkundigte sich Kotschenreuther freundlich. Leider lag er mit seiner Fächeranzahl schon einmal daneben.

»Na, Sozialkunde und Religion«, entgegnete sein Lehrling kauend, was Kotschenreuther vor eine schier unlösbare Aufgabe stellte. Religion? Wie sollte er denn vom Fach Religion die Kurve hin zur Dreisatzrechnung kriegen?

»Sozialkunde und Religion, aha, und um was ging's dann da?«, fragte er ein wenig hilflos nach.

»Hexen«, antwortete Max Fabian knapp, während er sich gierig den letzten Rest seines zweiten Leberkäsbrötchens in den Mund schob, um dann mit Limonade nachzuspülen.

»Hexen«, repetierte Emil Kotschenreuther und starrte auf sein eigenes Leberkäsbrötchen, das immer noch geduldig der morgendlichen Verspeisung harrete.

»Ja, Hexen. Nirchendwo sonst sin so viel Hexen verbrannt worn wie in Bamberch, da warn mir Bambercher richtich gud. Inderessand war vor allem, dass die mid dem Verbrenna aach deswechen aufkört ham, weil des Brennholz, mit dem die da gschürt ham, irchendwann zu deuer worn is. Des hat den Bischof nachherd doch irchendwie gereuth. So is übrihens ach der Name vo dem Bambercher Stadtteil entstanden. Gereuth.« Breit grinste Max Fabian seinen Lehrherrn an. Das Thema schien ihm in der Schule tatsächlich gefallen zu haben. Dann schickte er sich an, auch noch ein drittes Leberkäsbrötchen aus seiner Alufolienverpackung zu befreien.

Es dauerte einen Moment, bis bei Kotschenreuther der Groschen gefallen war. Der Geist seines Auszubildenden war eindeutig von eher schlichter Machart, trotzdem wohnte ihm eine Art Bauernschläue inne. Den Kerl brauchte man nicht anzugiften, den musste man einfach nur in die richtige Richtung schubsen.

»Also gud, Max, wenn du dich mit Hexen so gud auskenna dusd, dann rechnen mir halt mit Hexen weider, vielleicht dusd du dir nacherd leichder«, erklärte Kotschenreuther mit einem aufmunternden Lächeln und holte vom Rücksitz des Kleinlasters den DIN-A4-Block, auf dem er immer seine Bauskizzen anzufertigen pflegte. »Folgende Aufgabe. Um eine Hexe zu verbrennen, braucht es, sagen wir mal, drei Ster Holz. Du hast etzerd vom Bambercher Bischof den Auftrach gegrichd, so viel Hexen zu verbrenna wie möglich. Dafür gibd dir der Bischof sechs Ster Holz. Wie viel Hexen zum Verbrenna gibd des?« Erwartungsvoll schaute er seinen Lehrling an, der tatsächlich wie aus der Pistole geschossen antwortete.

»Zwaa«, antwortete Fabian, ehe er in sein letztes Brötchen biss.

Kotschenreuther war versucht, lauthals zu jubeln, verkniff

sich aber vorsichtshalber jegliche Begeisterung, schließlich wollte er Max' neu entdeckte Leidenschaft für das Kopfrechnen nicht stören. Das war tatsächlich richtig, er war auf dem richtigen Weg. Der Dachdeckermeister beschloss, die mathematischen Daumenschrauben gleich mal ein wenig anzuziehen.

»Gud, sehr gud, Max. Am nächsten Dooch sollst du des Gleiche wieder machen, nur had der Bischof dir diesmal sehr viel mehr Holz besorhd, nämlich achtzehn Ster. Wie viel Hexen kannsd du also mit achtzehn Ster Holz verbrenna, Max?« Gespannt wie eine Klavierseite beobachtete er seinen kauenden Auszubildenden, der diesmal etwas länger für den Lösungsweg benötigte, schlussendlich aber trotzdem durchs Ziel gelaufen kam.

»Sechs Hexen?«, fragte er zweifelnd.

»Jawoll, Max, super, des is richtich!«, rief Emil Kotschenreuther begeistert und schlug seinem Lehrbuben so fest auf die Schulter, dass dem fast das Brötchen aus dem Mund gefallen wäre. Vorwurfsvoll schaute er seinen Meister an, der sich aber bereits wieder im Dreisatzmodus befand und neue Aufgaben ersann, um die Grenzen seines Schützlings auszutesten. Es war jetzt genug der Hexerei, er musste Max rechentechnisch in die reale Welt hinüberlocken, um irgendwann, irgendwie bei den harten Fakten, sprich: den Dachlatten zu landen. Im Zuge dieser Überlegungen fiel Emil Kotschenreuthers Blick auf ein Wahlplakat, das nur wenige Meter entfernt an einem Laternenpfahl hing. Die Landtagswahl in Franken war zwar bald ein Jahr her, aber der Kandidat der blauen Partei aus dem Wahlkreis Haßberge hatte es immer noch nicht geschafft, seine Plakate abzuhängen. War wahrscheinlich auch ein bisschen zu viel verlangt, wenn man fast im Knast gelandet wäre. Na, jedenfalls bot sich so eine wunderbare Möglichkeit, den Bogen vom Mittelalter in die Gegenwart zu schlagen. »Siehst du den da, Max?«, fragte er fast beiläufig und deutete auf das HfD-Wahlplakat.

Sein Stift nickte. »Glar, des is der Daniel Lumumba von der

HfD, der Hoffnung für Deutschland, der ausm fränkischen Landdach ... warum?»

»Na ja, jetzt vergiss mal des mit die Hexen, des is ja alles scho viel zu lang her. In der heutigen Zeit kann mer ja auch lustigere Sachen verbrennen. Mir ersetzen jetzt einfach die Hexen durch HfDler, des is ja auch viel wirklichkeitsnäher. Also, Max, wie viel Ster Holz brauchst du, um sechs HfDler zu verbrennen?»

Max Fabian glotzte seinen Meister an wie ein Häschen, wenn's blitzt, aber dann fand er doch relativ züig den Weg vom Mittelalter in die Gegenwart.

»Na ... widder achtzehn. Des is ja wohl wurschd, ob ich a Hexe oder an HfDler verbrenn, oder?«, entgegnete er im Brustton der Überzeugung.

Der Dachdeckermeister lächelte seinen Lehrbuben stolz an. »Des stimmt, Max, des is im Prinzip egal. Nur dass die Hexen damals unschuldig warn«, schob er süffisant nach. »Aber egal, so weit, so gut. Im nächsten Schritt muss mer nur noch die Ster Holz durch die Dachfläche und die Lumumbas durch Dachlatten ersetzen, dann hammer's. Aber heut nimmer, des mache mer morchen, Max. So, und etzerd geht's widder aufs Dach, die Ladden schneid ich dir heut noch amal.«

Sprach's und warf seinem Auszubildenden einen auffordernden Blick zu, woraufhin dieser sich mit sanfter Gewalt seinen restlichen Leberkäsweck in den Mund stopfte und dem Meister nach draußen folgte.

Die Aufnahmen in der Küche waren beendet, was Jeanette Kasiske umgehend dazu nutzte, sich von dem Trubel in ihrer Küche zu entfernen und ins Schlafzimmer im ersten Stock zu flüchten. Sie stand nicht gern im Mittelpunkt des Interesses. Dass sie dieses Schicksal nun auch noch mit ihrer heiß geliebten Küche teilte, machte die Sache nicht besser. Sie war gespannt, was Philipp sich einfallen lassen würde, um sie für den ganzen Stress, der ja nur aufgrund seiner Karriereabsich-

ten entstanden war, irgendwie zu entschädigen. Ein gemeiner Blumenstrauß reichte da jedenfalls nicht, so viel stand fest.

»Alles in Ordnung, Schatz?«, hörte sie ihn da auf einmal fragen. Als Jeanette sich umdrehte, stand ihr Freund im Türrahmen und schaute sie besorgt an. Sie kannten sich ja erst ein paar Monate, da war noch nicht jedes Detail in ihrer Beziehung erforscht und ausgelotet. Er hatte diese Homestory unbedingt gewollt, wusste aber nicht, ob Jeanette ihm das Ganze nicht doch nachhaltig krummnehmen würde. Die war im Moment allerdings einfach nur erleichtert, dass ihr Part in der Geschichte vorbei war.

»Ja, alles in Ordnung«, antwortete sie knapp, was ihren Freund dazu veranlasste, sicherheitshalber das Ende der Filmarbeiten im Haus anzukündigen.

»Ich gehe davon aus, dass die Hauptarbeit jetzt getan ist, Schatz. Wir machen noch ein letztes Interview vor dem Haus, dann ist der ganze Spuk vorbei, versprochen.«

»Verschwinde einfach«, meinte Jeanette Kasiske lachend und warf ein Kopfkissen nach ihrem Supermanager. »Aber wenn du mit deinem Chef fertig bist, erwarte ich dich hier in diesem Zimmer zur Wiedergutmachung, verstanden?«, ergänzte sie mit einem Funkeln in den Augen und ergriff drohend das nächste Kissen.

»Verstanden!«, bestätigte Philipp Schultheiß mit gespielter Furcht, dann schaute er sie mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen an. »Du weißt, die Arbeit ist mir heilig, Jeanette. Aber was immer auch passiert, du musst wissen, dass ich dich wirklich liebe. Zweifle niemals daran.« Ein schmales Lächeln huschte über sein Gesicht. Dann wandte er sich um und eilte die Treppe hinunter, um sich um die Filmcrew und deren finale Aufnahme zu kümmern. Jeanette grübelte noch kurz über seine Worte nach, dann sammelte sie das geworfene Kissen wieder ein.

Noch ungefähr eine halbe Stunde lang konnte Jeanette Kasiske Stimmen draußen vor dem Haus und im Erdgeschoss

der Wohnung vernehmen, dann fiel die Haustür ins Schloss, und es herrschte Stille, endlich. Seit unzähligen Stunden war endlich wieder Ruhe in ihrem Heim hoch oben am Festungsberg in Coburg. Eine Ruhe, die die Hausherrin jetzt ausgiebig genießen würde.

In der Dienststelle der Bamberger Kriminalpolizei herrschte geschäftiges Treiben, was nicht nur dem gewöhnlichen Arbeitsaufkommen geschuldet war. Oder vielleicht doch, denn nur in dieser Dienststelle pflegte man sich bei Dienstantritt mit frisch geschmierten Honigbrot zu verlustieren, welche die propere blonde Dienststellensekretärin Marina Hoffmann alias »Honeypenny« herzustellen pflegte.

Einer der hier beschäftigten Honigbrotesser, Kriminalkommissar Bernd Schmitt alias »Lagerfeld«, tat für seinen Teil das, was alle anderen Kollegen auch taten – auf seinem Honigbrot herumkauen, welches er schluckweise mit Marinas Kaffee abrundete. Außerdem beteiligte er sich am momentanen Dienststellen- und Stadtgespräch, nämlich der Auszählung der Stimmen nach der Abstimmung in Franken zum Wasserverbrauch. Sämtliche Bürger des noch jungen Bundeslandes waren dazu aufgerufen gewesen, darüber zu entscheiden, wie das knappe Wasser in Stadt und Land künftig verteilt werden sollte. Genauer gesagt, wo demnächst als Erstes das Wasser abgestellt werden musste, wenn es mit dieser außergewöhnlichen Hitze und dazugehörigen Trockenheitsphase so weiterting.

Abgesehen von der Wasserknappheit waren die steigenden Temperaturen mit beständigen dreißig Grad im Büro der Beamten größte Sorge. Das wurde irgendwann jedem zu viel. Im Urlaub gerne, aber nicht bei der Verbrechensbekämpfung in der kriminalpolizeilichen Dienststelle. Dreißig Grad am Meer und dreißig Grad am Schreibtisch waren nämlich zwei völlig unterschiedliche Dinge.

So diskutierten die Bamberger Kriminologen, Lagerfeld

eingeschlossen, ebenso engagiert darüber wie ganz Franken. Die Diskussion war aber nur das sehr vordergründige Tun, sein eigentliches Augenmerk lag neuerdings ganz woanders, nämlich auf der neuen Kollegin Kira Sünkel beziehungsweise dem Ansinnen, sein sehr spezielles Interesse an besagter Dame möglichst nicht offenbar werden zu lassen. Er praktizierte diese kollegiale Verdunkelungsmethode der ziemlich privaten Art jetzt schon seit fast einem halben Jahr, und bis jetzt hatte das mit der Heimlichtuerei auch ganz gut geklappt. Niemand hier in der Dienststelle war der Auffassung oder hatte auch nur den Anflug einer Idee, der Kollege Schmitt und die nagelneue Kollegin im Team könnten amourös aneinanderhaften.

Ihre Beziehung vor den anderen zu verheimlichen war auch nicht ganz so schwer, wie es sich vielleicht anhörte, denn so richtig wusste Kriminalkommissar Bernd Schmitt ja selbst nicht, ob Kira und er jetzt offiziell ein Paar waren oder nicht. Das war eine Frage des Standpunktes, der Perspektive oder der Einstellung, je nachdem, welchen Maßstab der geneigte Betrachter an das Zusammensein von Mann und Frau legte. In ihrem Fall waren die Grenzen durchaus fließend – auf gut Neudeutsch: Es war kompliziert, so zumindest hätte man die Beziehung auf Facebook in den persönlichen Einstellungen zur Person markiert.

Bei der Arbeit an ihrem letzten großen Fall hatte er Kira kennengelernt. Wenn man das überhaupt so bezeichnen konnte. Sie war gerade wieder in ihre Heimatstadt Bamberg zurückgezogen, hatte aber übergangsweise weiterhin für die BFU gearbeitet, die Bundesanstalt für Flugunfalluntersuchung. Es war bestenfalls eine Sache von Stunden gewesen, da hatte er sich auch schon in die Frau verknallt. Seiner letzten Beziehung hatte er zuvor jahrelang hinterhergetrauert, doch das war von jetzt auf gleich vorbei, und er wurde von Amors Pfeil getroffen. Nein, eigentlich hatte Amor ihn in diesem Fall mit einer Art großem Wurfspeer erledigt, zumindest fühlte es sich so an. Wie es sich für Kira anfühlte, konnte er bedauer-

licherweise nicht sagen, denn die Ex-Bundeswehrkommandantin mit Hochschulabschluss war ihrem Verhalten nach ein Buch mit sieben Siegeln, wenn nicht sogar einer ganzen Reihe Siegel mehr. Mal fiel sie regelrecht über ihn her, dann wieder erweckte sie den Eindruck, ein frisch gefangener toter Hering zu sein, der in einer großen Kiste voller Eiswürfel lag.

Den offiziellen Grund für ihr wankelmütiges Verhalten hatte sie ihm an ihrem denkwürdigen ersten Date im Greifenklau in Bamberg mitgeteilt. Bei Kira war bereits im Kindesalter das sogenannte Asperger-Syndrom diagnostiziert worden. Asperger war nach ihrer Schilderung eine Art milder Autismus, der für Außenstehende kaum oder gar nicht erkennbar war. Da Menschen mit Asperger über ein gutes Sprachverständnis und eine normale, oft sogar überdurchschnittlich hohe Intelligenz verfügten, waren ihre Schwierigkeiten im sozialen Bereich leicht zu übersehen. Hauptsächlich fehlte es ihnen an Empathie und sonstigen sozialen Fähigkeiten, was es für die Betroffenen oft sehr schwer machte, soziale Bindungen aufzubauen. Insbesondere Asperger-Menschen mit hohen intellektuellen Fähigkeiten lernten daher früh, ihre Schwierigkeiten so zu kompensieren, dass der Autismus selbst für Fachleute schwer zu erkennen war. Dennoch litten viele an ihrem Anderssein. Sie sehnten sich danach, so wie alle zu sein, fühlten sich aber gezwungen, eine Rolle zu spielen.

Es gab Menschen mit Asperger-Syndrom mit hohen Begabungen im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich, andere wiederum hatten massive Lernschwierigkeiten. Kira war eindeutig der ersten Gruppe zuzuordnen. Außerdem führte der Umstand, dass Menschen mit Asperger-Syndrom häufig bestimmte Situationen nicht einordnen konnten, dazu, dass viele von Grund auf ehrliche Menschen waren und ungeachtet möglicher sozialer Nachteile ihre Meinung einfach kundtaten, ohne jegliche Hemmung. Das konnte durchaus zu Problemen führen, sowohl allgemein als auch in intimen Beziehungen, war aber ja eigentlich eine positive Eigenschaft.

Das war zumindest Bernd Schmitts Meinung, auch wenn die schonungslose Offenheit, die Kira gerne an den Tag legte, den einen oder die andere hin und wieder vor den Kopf stieß.

Dieser Umstand war auch dem dienstältesten Kommissar der Bamberger Kripo, Franz Haderlein, bewusst. Die Kollegen hier in der Dienststelle schienen sich so langsam an Kiras gnadenlose Art zu gewöhnen, trotzdem hatte er seine Vorstellungsrunde mit der neuen Kollegin bei den Kontaktpersonen außerhalb der Dienststelle bisher hinausgeschoben, denn er war sich nicht so ganz sicher gewesen, ob er ihre spezielle Art jedem sogleich zumuten konnte. Aber heute würde es endlich so weit sein. Kira sollte die Menschen kennenlernen, mit denen sie im Laufe der Zeit noch des Öfteren zu tun haben würde. Die ersten sechs Monate hatte sie ja vorwiegend im Innendienst verbracht, nur sporadisch war sie zu Tatorten oder Befragungen mitgenommen worden. Aber das hat jetzt ein Ende, dachte Haderlein zufrieden. Die Frau war wirklich schlau, hatte keine Angst vor Herausforderungen, und durchsetzungsfähig war sie ohne Zweifel ebenfalls. Es gab keinen Grund, ihr nicht mehr Freiraum zu gewähren. Haderlein war sich inzwischen sicher, dass Kira ein absoluter Gewinn für die Bamberger Dienststelle war.

»Und, was maanst, is scho a Feecher, unner Kira, odder?«, raunte ihm just in diesem Moment der Kollege Schmitt ins Ohr.

Haderlein beschloss, den anzüglichen Unterton in Lagerfelds Stimme einfach zu überhören, eine Methode, die er in der Zusammenarbeit mit seinem jüngeren Kollegen schon sehr früh hatte erlernen müssen. »Wenn du damit ausdrücken willst, dass Kira eine Kollegin mit außerordentlichem Potenzial ist, dann magst du wohl recht haben, Bernd. Ansonsten müsstest du mir das mit dem Feecher noch einmal näher erklären«, entgegnete er förmlich, was Lagerfeld aber nur ein müdes Grinsen abnötigte.

Das war er von Franz Haderlein gewohnt. Der eingewan-

derte Oberbayer aus dem Chiemgau hatte sich trotz der vielen Jahre in Bamberg immer noch nicht vollständig »frankiert«. Außerdem war er nun mal ein paar Jahre älter und hin und wieder so dermaßen steif und konservativ, dass ihm der gebürtige Bamberger Lagerfeld gern das eine oder andere Mal aufs Pferd geholfen hätte. Aber so war er halt, da konnte der gute Franz nicht aus seiner Haut.

»Ich werde Kira heute einpacken und mit ihr zu Siebenstädter in die Rechtsmedizin fahren«, äußerte Franz Haderlein beiläufig, woraufhin Lagerfeld fast die Kaffeetasche aus der verkrampften Hand gefallen wäre. Entsetzt blickte er seinen erfahrenen Kollegen von der Seite an.

»Äh, Franz, is des net a weng früh? Du weißt scho, wie des damals mit der Andrea und Seiner Eminenz Herrn Professor Siebenstädter geendet hat, des brauch ich fei net noch amal«, stellte er fest, während er unter Aufbietung sämtlicher motorischer Fähigkeiten versuchte, den verschütteten Kaffee aus der Untertasse zu schlürfen.

Franz Haderlein nahm die aufgeregte Reaktion seines jüngeren Kollegen amüsiert zur Kenntnis und ebenso zum Anlass, die schwierige Aufgabe mit der Erlanger Rechtsmedizin vielleicht besser an Bernd zu delegieren. Immerhin schien er sich mit Kira ziemlich gut zu verstehen, auch wenn er das stets zu verbergen versuchte, so zumindest Haderleins Eindruck. Während Honey Penny und der eloquente César Huppendorfer in Bezug auf Kira immer noch ein wenig fremdelten, war es bei ihrem Chef und Lagerfeld genau andersherum gewesen. Die beiden waren von ihrer Persönlichkeit her ja eher so gestrickt, dass sie ab und an schlichte, klare Ansagen brauchten, um ihren Beruf und das Leben im Allgemeinen zu bewältigen. Und da waren sie bei der neuen Kollegin Kira Sünkel an der richtigen Adresse.

Zwar dürfte das Aufeinandertreffen von Kira und Siebenstädter ziemlich interessant werden, trotzdem hatte Haderlein nur wenig Lust auf den Spontanbesuch in der Erlanger

Rechtsmedizin. Wer wusste denn schon, mit welchen Widerwärtigkeiten der Professor diesmal aufwarten würde? Möglich, dass er in typisch ätzender Weise über die Bamberger Neukommissarin herfiel. Andererseits war Kira durchaus verteidigungsfähig, das hatten die letzten sechs Monate bereits gezeigt. Und sie hätte einen gewissen jüngeren Kollegen an ihrer Seite, sofern der die undankbare Aufgabe übernahm.

Bei dieser Gelegenheit ließ sich auch gleich einmal feststellen, überlegte sich Haderlein mit einem säuerlichen Grinsen, ob er sich das mit Lagerfelds kläglich verhohlenen Interesse an der neuen Kollegin nur einbildete oder ob er richtiglag. Wenn er Bernd nämlich jetzt fragte, ob er nicht anstelle seiner Wenigkeit mit Kira in die Erlanger Höhle des Löwen fahren wolle, könnte er die Antwort auf diese Frage an dessen Reaktion ablesen. Ein Bernd Schmitt in Normalform würde sich vehement wehren und winden, damit dieser Kelch an ihm vorüberging. Sollte Haderlein aber richtigliegen mit seiner Vermutung, fiel Lagerfelds Gegenwehr garantiert ziemlich bescheiden aus. Vielleicht druckste er der Form halber noch ein bisschen herum, jedoch nur kurz, dann würde er sich dazu bereit erklären, da war sich Haderlein ziemlich sicher. Also winkte er den sich betont unauffällig in der Dienststelle umschauenden Lagerfeld noch einmal zu sich.

»Was gibt's, Franz, kann ich dir helfen?«, säuselte Bernd Schmitt übertrieben lässig, während er die Sonnenbrille auf seiner Nase zurechtrückte.

Haderlein musste sich eine harsche Bemerkung verkneifen, dann brachte er sein Anliegen aber doch noch adäquat an den Mann. »Ja, kannst du in der Tat, Bernd. Ich wollte ja eigentlich heute mit Kira nach Erlangen fahren, aber ich hab so viel zu –«

»Klar, mach ich«, kam es wie aus der Pistole geschossen vom Kollegen Schmitt. »Ich bin zwar heut mit dem Roller da, aber ich hab für die Kira einen Helm, der passt genau. Bis später, Franz.« Lagerfeld tätschelte noch kurz und aufmun-

ternd die Backe seines dienstältesten Kollegen, dann drehte er sich um und eilte zur Kollegin Sünkel.

»Ääh ...«, machte Franz Haderlein verblüfft, ehe er den Mund wieder schloss und wortlos zusah, wie Lagerfeld die völlig überraschte Kira am Arm aus der Dienststelle zerrte.

Der Mann stand über der regungslosen Frau und betrachtete sie einige Sekunden lang still und unbewegt. Dann erwachte er urplötzlich zum Leben und begann, die Wohnung abzusuchen. Regale, Schubladen, Schrankfächer und so weiter. Er sammelte all das ein, was einen Hinweis auf ihn geben konnte, Handy, Laptop, Speicherplatten, und machte sich mit großer Sorgfalt daran, seine Spuren zu verwischen.

Streng genommen war dies kein Einbruch, da es ihm nicht ums Geld ging, sondern um das große Ganze. Was die Polizei dahinter vermuten würde, das zu steuern lag nicht in seiner Macht. Aber die Kurve zu dem wirklichen Grund ihres Verschwindens würden sie sowieso niemals kriegen. Irgendwann würden sie die Frau wieder präsentiert bekommen, allerdings anders, als sie sich das vielleicht vorstellten. Sie war jetzt jedenfalls mal weg, und er hatte alles, was er brauchte.

Aus den Tiefen seiner Manteltasche zog er einen schwarzen Sack hervor. Es war eines jener Behältnisse, in denen Bestatter ihre Leichen abzuholen pflegten. In diesen Sack legte er die bewusste Frau, die immer noch ihre Handschuhe und die Gärterschürze trug. Einige Sekunden lang ruhte sein kalter Blick auf ihr. Es hatte begonnen, die Dinge nahmen nun ihren unwiderruflichen Verlauf. Dann zog er entschlossen den Reißverschluss zu und warf sich den schwarzen Sack ohne große Mühe über die Schulter.

Im Hinausgehen warf er noch einen letzten kontrollierenden Blick über die Schulter, dann verließ er die Wohnung, ohne auch nur einen einzigen weiteren Gedanken daran zu verschwenden.

Michael Brosst saß an seinem Tisch im »La Villa« in Bamberg, dem französischen Restaurant, das er selbst mit nicht wenigen eigenen finanziellen Mitteln aufgebaut hatte, und wartete auf seinen neuen CEO, Philipp Schultheiß, um ein ernstes Wörtchen mit ihm zu reden.

Ja, natürlich, es war am Ende des Tages seine Entscheidung gewesen, den jungen Manager übergangsweise an die Spitze von Brosst Mechatronics zu stellen. Aber er hatte Schultheiß wohl doch ein wenig falsch eingeschätzt. Nicht dass er plötzlich an dessen Fähigkeiten zweifelte, davon konnte keine Rede sein. Jedoch hatte Philipp in der Firma innerhalb kürzester Zeit ein paar höchst diskutabile und für seinen Geschmack allzu radikale Entscheidungen getroffen, um es vorsichtig auszudrücken. Es wurde langsam Zeit, den jungen Mann etwas einzufangen, sonst war dessen Zeit als Geschäftsführer bald genauso plötzlich vorbei, wie sie begonnen hatte. Dass er nicht alle seine Entscheidungen schätzte, hatte er ihm bei ihrem letzten Gespräch zwar schon mitgeteilt, aber im Kreise der versammelten Vorstandsmitglieder war er wohl nicht deutlich genug gewesen. Wenn Philipp horrend Summen zum Fenster hinauswerfen wollte, dann sollte er das in einer anderen Firma tun, aber nicht bei Brosst Mechatronics.

Sein neuer CEO schien sich allerdings massiv zu verspäten. Er war jetzt schon seit bald dreißig Minuten überfällig, was normalerweise überhaupt nicht seine Art war. Zumindest hätte er sich kurz gemeldet, dass er nicht pünktlich sein konnte, aus welchen Gründen auch immer. Also tat Michael Brosst etwas, das er ansonsten hasste wie die Pest, nämlich jemandem hinterherzutelefonieren.

Am anderen Ende der Leitung klingelte es lang und ausdauernd, aber es ging niemand ran. Also probierte Michael Brosst es in Schultheiß' Büro bei dessen Sekretärin, aber auch die konnte ihm nicht sagen, wo sein CEO war, wähnte sie ihn doch beim Geschäftsessen mit ihm, Michael Brosst, im »La Villa« in Bamberg. Sie beteuerte, dass ihr Chef eigentlich jeden

Moment eintreffen müsse, aber sie werde sicherheitshalber einmal bei ihm zu Hause anrufen, vielleicht wisse ja seine Freundin Jeanette etwas Näheres.

Die graue Eminenz legte auf und steckte das Mobiltelefon in die Jackentasche zurück. Wie auch immer, er würde jetzt erst einmal die vorzügliche Bouillabaisse essen, die das »La Villa« auf der Speisekarte hatte, danach sah die Welt bestimmt ganz anders aus.

Jeanette Kasiske legte den Hörer des Telefons zurück und machte sich jetzt doch allmählich Sorgen. Unpünktlichkeit war überhaupt nicht Philipps Art, ganz im Gegenteil. Wenn es um seine Karriere ging, war er akkurat wie ein preußischer Offizier, da konnte man ihm nichts nachsagen. Und nun ließ er ausgerechnet Michael Brosst eine halbe Stunde warten? Sie probierte, ihn auf dem Mobiltelefon zu erreichen, aber es ging niemand ran. Nervös geworden, eilte sie zur Tür und ging nach draußen, um sich kurz umzuschauen. Vielleicht hatte sich Philipp ja einfach mit den Fernsehleuten verquatscht. Das war zwar unwahrscheinlich, aber es gab für alles ein erstes Mal.

Draußen prallte sie gegen die Wand aus stehender Hitze, die sich jetzt bereits seit vielen Wochen in Deutschland breitmachte. Umgehend traten ihr feine Schweißperlen auf die Stirn. Die Fernsehleute waren inzwischen aber zweifellos weg, die beiden schwarzen Busse, in denen sie ihr Equipment verstaut hatten, verschwunden, und auch Philipp war nirgendwo zu sehen. Das war schon mal gut, denn er hätte wie gesagt längst in Bamberg sein sollen. Aber wo steckte er dann?

Sicherheitshalber ging sie zu den Garagen und drückte den roten Knopf, woraufhin sich das Rolltor mit einem leisen Brummen nach oben in Bewegung setzte. Jeanette Kasiske erstarrte, als sie sah, was dahinter zum Vorschein kam. Der BMW ihres Freundes stand frisch gewaschen in der Garage, genau so, wie er ihn gestern Abend hineingestellt hatte. An

sich ein beruhigender, fast beschaulicher Anblick. Nur dürfte der Wagen eigentlich gar nicht mehr hier sein. Statt in Bamberg vor dem Restaurant stand er unangetastet hier in der Garage. Philipp aber war fort und von niemandem mehr zu erreichen.

Es dauerte einige Sekunden, bis sich Jeanette aus ihrer Starre löste und mit einer unheilvollen Vorahnung zurück ins Haus rannte.

Die südfranzösische Fischsuppe war mal wieder ganz ausgezeichnet gewesen, das war überhaupt nicht das Problem. Ursächlich für Michael Brossts sich verschlechternde Laune war die Abwesenheit seines CEOs. Zum wiederholten Male versuchte er, ihn telefonisch zu erreichen, aber inzwischen bekam er nicht einmal mehr ein Freizeichen, sondern die sonderbare Auskunft, die angerufene Person sei vorübergehend nicht erreichbar. Bei allem Ärger mogelte sich unter diesen Umständen auch der eine oder andere sorgenvolle Gedanke in Michael Brossts Überlegungen. Schultheiß würde doch wohl nichts passiert sein, ein Autounfall oder etwas in der Art? Das Ganze wurde langsam unkontrollierbar, eine Situation, die Brosst nicht ausstehen konnte. In der Regel war er derjenige, der alles und jeden steuerte. Noch dazu wusste er nicht einmal genau, was da gerade schief lief und warum.

Wenn sich nicht bald etwas tat, würde er die staatlichen Organe einschalten müssen, um den Verbleib von Philipp Schultheiß zu eruieren. Aber das war nur die Ultima Ratio, vorher wollte er noch alle Hebel in Bewegung setzen, die helfen konnten, seinen Geschäftsführer aufzuspüren. Vielleicht gab es ja letztendlich eine ganz einfache Erklärung. Zuallererst würde er höchstpersönlich die Kliniken zwischen Bamberg und Coburg abklappern, vielleicht war Schultheiß ja inzwischen in einer davon eingeliefert worden.

Mit einer entschlossenen Bewegung schob Michael Brosst seinen Stuhl nach hinten, schnappte sich sein schwarzes Jackett

und stürmte nach einer knappen Verabschiedung aus dem »La Villa«. Draußen holte er ob der ihm entgegenschlagenden Hitze einmal tief Luft und eilte zur Tiefgarage Geyerswörth, wo er seinen Lancia Stratos geparkt hatte. Allerlei Varianten und Variablen den Verbleib von Schultheiß betreffend gingen ihm durch den Kopf, die ihm jedoch allesamt missfielen. Entsprechend unaufgeräumt erreichte Michael Brosst seinen Lancia, wo er sich auf der Stelle hinter das Steuer schwang und den Gurt anlegte.

Obwohl es sich bei dem Wagen um ein sündhaft teures Einzelstück handelte, vollgestopft mit neuester Technik, musste man das edle Teil tatsächlich noch mit einem gewöhnlichen Zündschlüssel starten. Den Schlüssel ins Schloss stecken, rumdrehen, fertig. Ganz ordinäre Technik aus den siebziger Jahren, da stand Michael Brosst drauf. Der Schlüssel steckte bereits im Schloss, er wollte nur noch gedreht werden, da bemerkte der ungeduldige Autobesitzer, dass eine kleine Schachtel unter dem rechten Scheibenwischer klemmte. Überrascht startete Brosst das rechteckige Teil an, als wäre es eine Hunderterpackung XL-Kondome, dann, nach einigen Sekunden der inneren Sortierung, nahm er den Zündschlüssel wieder aus dem Schloss, öffnete die Fahrertür und stieg aus dem Wagen. Er ging um die Motorhaube des Stratos herum und zog den Gegenstand vorsichtig unter dem Scheibenwischer hervor. Das war keine Schachtel, sondern eine kleine, fest zusammengefaltete dunkelgrüne Plastiktüte ohne Aufdruck, deren Inhalt er jetzt mit spitzen Fingern aus der Tüte fummelte.

Bei dem, was er sodann in Händen hielt, handelte es sich mitnichten um Verhütungsmittel aus dünnem Latex. Der formgebende Inhalt war ein Mobiltelefon der Firma Apple. Auf dem dunklen Display klebte ein gelber Notizzettel mit einer getippten Botschaft.

*Entsperren: 11121947*

Diese Zahlen kannte Michael Brosst natürlich, das war sein Geburtstagsdatum, verdammt. Eine kalte Wut kroch in ihm hoch. Wer zum Teufel spielte dieses seltsame Spiel mit ihm? So unauffällig wie möglich sah er sich in der Tiefgarage um, es war aber nirgends jemand zu entdecken. Da klingelte auf einmal das Mobiltelefon. Wobei Klingeln nicht gerade der passende Begriff war, das Handy schmetterte laut und inbrünstig die Arie eines Opernsängers an die Betonmauern der Tiefgarage. Dieser sang sich einige Sekunden lang wacker die Seele aus dem Leib, bis Michael Brosst schließlich beschloss, mit einem Tippen seines linken Zeigefingers das Gespräch anzunehmen.

»Brosst«, meldete er sich mit energischer Stimme und lauschte auf eine Antwort.

Die Arbeiten auf dem Kirchendach wurden allmählich zur Zumutung. Bei solchen Temperaturen war es auch für den abgebrühtesten Dachdecker unmöglich, sich auf dem Dach zu bewegen, ohne sich einen Sonnenstich einzufangen. So langsam musste sich die Firma Kotschenreuther wohl mit dem Gedanken anfreunden, wie die Kollegen in den südlichen Ländern Europas über Mittag eine mehrstündige Siesta einzulegen und dafür abends länger zu arbeiten. Wahrscheinlich war das mit der Klimaerwärmung doch nicht so an den Haaren herbeigezogen, wie der Dachdeckermeister bislang dachte. Dieses Jahr war das wärmste, das er in seinen bald sechzig Jahren je erlebt hatte. So wie jetzt ging es jedenfalls nicht weiter.

Seinem Auszubildenden, auch wenn er nicht die hellste Kerze auf der Torte war, schien die Sonne indes gar nicht so viel auszumachen. Er trank zwar hektoliterweise Limonade, damit schienen seine Grundbedürfnisse aber auch schon befriedigt zu sein. Kein Klagen, kein Gejammer über die brutale Hitze. Max Fabian arbeitete mit dem Gleichmut einer Planier-  
raupe vor sich hin, während sein Chef bereits das elfte Hemd durchgeschwitzt hatte. Darum trat Kotschenreuther, von der

Sonneneinstrahlung zermürbt, um kurz vor zwölf Uhr auch endgültig auf die Bremse.

»Max, Schluss, mir machen Middach, des hald ja kaa Sau aus bei dera Hitz, ich muss raus aus der Sunna!«, keuchte er und blickte zum wiederholten Male nach oben in die flirrende Hitze am blauen Himmel.

Sein Auszubildender wischte sich zwar auch mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, machte aber nicht den Eindruck, als würde er gleich zusammenbrechen. Von den mathematischen Unzulänglichkeiten einmal abgesehen, war Max Fabian ein biologisches Wunder. Ein Berg von einem Kerl mit knapp einem Meter neunzig und ausgestattet mit der körperlichen Konstitution eines fränkischen Zuchtochsen. So ungefähr hatten sich die alten Griechen sicher den Titanen Atlas vorgestellt, der das Himmelsgewölbe der Welt auf seinen Schultern zu tragen hatte. Nur dass Max Fabian den Himmel wahrscheinlich immer noch stützen würde, wenn Atlas schon längst mit Bandscheibenvorfällen kämpfte.

Wie auch immer, der Latten waren genug genagelt, es war an der Zeit, ein schattiges Plätzchen zu finden, das in ihrem Fall die Kabine des Betriebslasters war. Kotschenreuther hatte in weiser Voraussicht eine zweite Batterie in das Fahrzeug einbauen lassen, sodass die Klimaanlage in der Fahrzeugkabine auch ohne laufenden Motor betrieben werden konnte, ein absoluter Segen bei Temperaturen wie diesen.

Der Ventilator der Lüftung begann, leise surrend zu laufen, und bereits nach wenigen Minuten hatte sich die drückende Luft auf ein erträgliches Maß abgekühlt, sodass Emil Kotschenreuther wieder einigermaßen klar denken konnte. Das war heute definitiv der letzte Tag mit klassischen Arbeitszeiten, stellte er resigniert fest. Ab einer bestimmten Tageszeit war es für Normalsterbliche einfach unmöglich, unter diesen Bedingungen dem Beruf eines Dachdeckers nachzugehen. Es musste eine andere Lösung her, jedenfalls bis die aktuelle Hitzeperiode in Franken vorüber war.